

Missionspost

wollte nichts davon wissen, da er von einem andern Stamme sei. So mußte ich ihn weiter in meinem Wagen mitführen.

Während wir durch ein dichtes Gebüsch zogen, gerade da, wo wir vom Olifant-River abbogen, machten einige wilde Schweine meine Ochsen scheu. Sie rannten davon und blieben mit dem Wagen an einem Baumstamm hängen. Dabei zerbrach die Wagenachse, die aus Afsegaiholz gefertigt war. Damals wurden in dieser Gegend noch keine eisernen Achsen verwendet. Ich legte die ganze Last auf den vorderen Wagenteil und fuhr nun sehr langsam bis in die Nähe von Venter, in der Umgebung von Rheoster poort, wo ich die Achse erneuern ließ.

Einige Tage später kamen wir bis zu den Höhen oberhalb von „Deelkraal“ in der Nähe des heutigen Gersteling. Da es schon recht spät war, ließ ich ausspannen, trotzdem kein Wasser vorhanden war. Ich ließ die Ochsen nur kurze Zeit weiden und band sie bald fest, da dieses Gebiet durch seine Löwengefahr berüchtigt war. Schon bevor die Dunkelheit recht eingetreten war, erhob die Brut von allen Seiten ihr donnerndes Gebrüll, so daß dem verwundeten Raffen die Zähne vor Furcht klapperten. Bevor der Mond aufging, hatte ich alles mit einem Wall aus Dornestrüpp umgeben, doch die Ochsen waren trotzdem sehr unruhig. Ich setzte mich darum auf den Kasten im Vorderwagen und zog gerade meine „Veldschuë“ an, als ein Löwe vor mir mit einem gewaltigen Satz sich auf einen der hinteren Ochsen, der am Deichselbaum befestigt war, stürzte. Da es dunkel war, verfehlte er sein Ziel, und bevor er sich vom Sprunge erholen konnte, erhielt er eine Kugel von mir. Die Blutspuren zeigten am nächsten Morgen, daß er eine bedeutende Wunde davongetragen hatte. Der Löwe zog sich in einen alten Steinkraal zurück und blieb dort knurrend liegen, wagte aber nicht noch einmal zu kommen. Ich konnte ihn auch nicht auffuchen, da zwei Löwinnen in der Nacht fortwährend um meinen Wagen schlichen.

Nach diesem Ereignis zündete ich eine große Laterne an und stellte sie auf die Spitze des Wagens. Jetzt wagten die Löwen es nicht mehr, meine Hunde innerhalb des Lichtscheins zu belästigen. Von Zeit zu Zeit gab ich einen Schuß ab, um mir bei den Löwen den nötigen Respekt zu verschaffen und hinderte sie so an weiteren Angriffen auf meine Ochsen, die ich mit zwei Riemen aus Büffelleder an die Wagenräder gebunden hatte. Am nächsten Morgen waren alle Löwen verschwunden, auch der verwundete. Doch meine Ochsen waren am nächsten Morgen völlig übermüdet und so scheu, daß sie schon beim Geräusche eines auffliegenden Vogels durchzugehen suchten.

Endlich kamen wir nach Rhenoster poort. Hier brachte ich den verwundeten Raffen zu seinen Angehörigen, die ihn heilen wollten, obgleich die Wunden ernster Art zu sein schienen. Ich zahlte ihm seinen Lohn und noch ein besonderes Schmerzensgeld und stellte einen seiner Freunde an seine Stelle ein. Seitdem habe ich von dem kranken Burschen nichts mehr gehört. Von hier aus fuhr ich nach Zeutpannsberg und nach Albani in den Schelonken, das mein Reiseziel war.

Missionspost

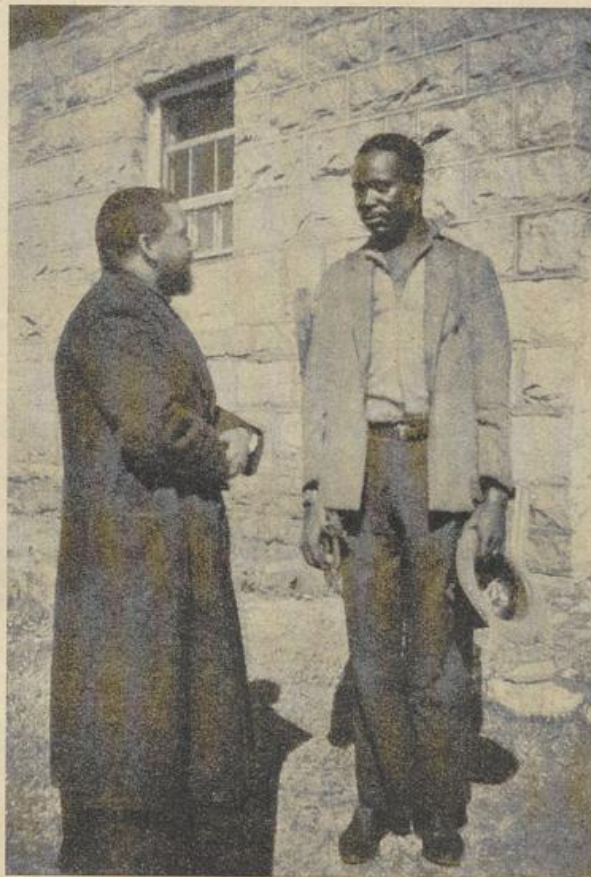
Das Leben eines schwarzen Dorfpolizisten

Von P. Kammerlechner, RMM.

Eine unvermeidliche tägliche Figur in Empandeni ist unser Polizist Lorenz Maminza. Er spielt hier ungefähr die Rolle eines bayerischen Gemeindevieners. Ich sage ungefähr; denn ein bayerischer Gemeindeviener hat staatlich anerkannte Polizeigewalt; unser Lorenz aber ist reiner Privat-Polizist der Mission. So trifft auf ihn so ziemlich buchstäblich der Vergleich, den einmal in einem lustigen Theaterstücklein, das von einer Gemeindefitzung handelte, der dort als Gemeindeviener fungierende auf sich anwandte und meinte, er sei wie ein Schäferhund, der immer die Leute zusammentreiben müsse.

Dieser Vergleich paßt großartig für unseren Lorenz. Ist doch der Missionar der wahre Hirte und die guten Leuten sind seine Schäflein, und was ist dann natürlicher, als daß auch ein Hund da ist, der hinter den Schäflein, die nicht gut tun wollen, her ist und sie dem Hirten wieder zutreibt. Und in dieser seiner Rolle fungiert er famos, unser Lorenz. Er ist das strafende Gewissen der Mission,

daß alle Verfehlungen gegen die Farmgesetze zu melden hat, und so ist er natürlich überall zu treffen, wo etwas los ist. Hochzeiten, Biergelage usw., was nebenbei bemerkt, auch noch einen anderen Vorteil hat. Aber ich muß auch sagen, daß er selbst gerecht erscheint; denn ich habe ihn noch nie richtig betrunken gesehen. „Ob er auch wirklich alles meldet?“ meinte einmal eine Schwester. Aber da muß man eben das berühmte Geschichtlein vom Sockel, dem Pudel und dem Prügel in die Praxis umsetzen und der Bauer muß selbst seine Augen aufmachen, dann tut der Pudel schon seine Pflicht. Unser Lorenz fühlt sich jedesmal ein wenig betroffen, wenn ich ihm wieder einen Fall erzähle, den er mir noch nicht gemeldet



Hochw. P. Kammerlehner
und sein Faktotum Lorenz in Empandeni

hat. Und ob die Leute ihn fürchten? Nun, er ist geheiligte Person und wie das Bild zeigt, nimmt es einer nicht leicht mit ihm auf. In seinem Amte gehört er zu den Scharfen. Gleich anfangs traute er dem „Neuen“ nicht recht, ob er denn auch den richtigen „amandhla“ d. h. „Schneid“ habe. So meinte er einmal bei einem strafbaren Fall: „Die müsse ich schon ordentlich bestrafen, sonst tun die Leute bald, was sie wollen.“ Doch er scheint jetzt mit mir zufrieden zu sein, wenigstens hat er sich niemals mehr zu einer derartigen Mahnung veranlaßt gefühlt. So wollte er auch eigentliche Polizistenfesseln haben, wenn die Leute, die er auf die Station zu bringen hat, nicht gehen wollen. Aber so weit gehen wir denn doch nicht; denn trotz der notwendigen Strenge muß die Güte das Vorherrschende beim Missionar sein.

Seine Amtsgewalt macht auch nicht Halt vor dem Heiligtum des Herrn. Besonders die faulen Weiber, die manchmal sehr in Versuchung sind, respektwidrig in der Kirche zu hocken, wissen seinen Rippenstoß als Kirchenschweizer sehr zu

schätzen und lassen es lieber nicht darauf ankommen; denn auch in der Kirche ist er der Hüter der dem Heiligtum geziemenden Ordnung.

Damit ist die Fähigkeit unseres Lorenz noch lange nicht erschöpft. Er ist nicht nur das Missionsgewissen, sondern auch das Missionsgedächtnis, die lebendige Registratur. Mein Vater (gest. im Oktober 1927) war auch Gemeindediener und in seiner Art auch eine Gemeindechronik; denn er hatte sich alles aufgeschrieben, was in der Gemeinde vorgefallen war. Nun, eine solche Chronik ist unser Lorenz nicht, da es mit dem Schreiben bei ihm nicht weit her ist; warum denn auch, da er sich doch alles merken kann!

Das ist also unser Lorenz. Was ihm noch fehlt, das ist eine Uniform, die poetisch sein Amt, wie es diese Zeilen schildern, wiedergibt. Vielleicht entwirft ein Leser eine solche Uniform für unsern Lorenz und spendet sie ihm in hochherziger Weise.

Ein „sanfter Gleitflug“ vom Pferd

Von P. Karl Kräutle, RMM.

Riesig groß ist das Missionsfeld. Gerade dieser Umstand aber stellt den Missionar zuweilen vor große Schwierigkeiten, wenn er nach seinen zerstreuten Schäflein schauen will. Im zivilisierten Europa setzt man sich in ein Auto oder eine Eisenbahn und bequem und mühelos kommt man ans Ziel. Diese modernen Transportmittel gibt es auch bei uns in Südafrika — und gerade das Auto hat in den letzten Jahren eine ganz besondere Stellung und Bedeutung im Missionsleben bekommen, da mancher Missionar heute für sein großes Missionsfeld ein Auto besitzt. Aber die meisten Missionare können sich diesen „teueren Spaß“ doch nicht leisten, weil schon die notwendigsten Bedürfnisse auf der Station seine ganze Sorge beanspruchen. Zudem setzt das Autofahren gute Straßen voraus und gerade solche gibt es hier im südafrikanischen Inland nicht allzuvieler. Da gibt es Löcher und seichte Stellen, da geht's hinauf und hinunter, so daß der Fahrgast glauben möchte, auf einer Berg- und Talbahn zu sitzen. — Kein Wunder, daß ich einmal bei einer solch holperigen Autofahrt die „Seefrankheit“ erhielt und nahe daran war, dem Neptun zu opfern. So muß also der Missionar nach einem billigeren Auto Umschau halten, bei dem er keinen Brennstoff braucht und auch keine Zugsteuer bezahlen muß — und das ist sein treues Missionspferd. Wie nun beim Autofahren manche Störung eintreten kann, so kann es auch mit dem Pferd zu manch hübschem Abenteuer kommen. Ein solches ähnliches will ich kurz aus meinem Tagebuch folgen lassen.

Am 30. November 1930, in der Frühe des 1. Adventssonntags, will ich mit einem schwarzen Lehrer zur Außenstation Muehembé, die etwa eineinhalb Reitstunden von unserer Station Lourdes entfernt ist. Der Himmel war trüb und nebelig. Mein Pferd lief schnell dahin und niemand ahnte etwas Böses, am allerwenigsten der „flotte Reiter.“ Mein schwarzer Begleiter ritt stramm voraus. Es ging den Berg hinauf und hinunter — und dort im Tal war ein Bächlein. Da hieß es also hinüber; wirklich ein Kinderspiel. Allein das ging nicht so schnell; denn mein Pferdchen wollte nicht hinübersetzen. So lief es dann am Bach entlang, um eine günstige Stellung zum Absprung zu suchen. Ein zweitesmal nötigte ich also mein Tier über das Bächlein hinwegzubringen. Aber — jetzt kam das Verhängnis — jetzt kommandierte mein Pferdchen, es stand mit den Vorderfüßen tief in den Graben, verneigte sich noch mehr nach vorn, gleich als ob es saufen wollte, gleichzeitig fing es an zu schütteln und dem Reiter wurde es in dieser Stellung ganz ungemütlich. Im letzten Augenblick rutschte auch noch der Sattel nach vorne und der Reiter glitt ganz sanft nach vorne — ließ den Zügel los — ergab sich in sein Schicksal und lag plötzlich rücklings auf dem Boden. Das war also für mich eine neue Erscheinung im Missionsland. Das Pferd lief etwa drei Meter zur Seite, drehte sich um und schaute mich ganz mitleidig und barmherzig an, als ob es sagen wollte: „Mein Herrle, diesmal bin ich der Obere und du der Untere.“ Dann schaute ich rasch nach allen Richtungen, ob uns zwei „Helden“ niemand zugehört habe; und wirklich weit und breit war niemand zu sehen. Wohlbehalten stand ich auf, dachte über dieses Kunststück nach und sagte mir, Mut einflößend: „Es ist doch wahrhaftig keine Schande, wenn man mal das Glück hat, vom Pferd zu fallen; denn jeder flotte Reiter muß wenigstens einmal sich dieser „Reiterbüsche“ unterzogen haben, so gut jeder Reisende, der zum erstenmal nach Südafrika kommt, zuvor mit der „Aquatortaupe“ Bekanntschaft machen muß. Ich ging zu meinem Pferd, machte den Sattel fest, schwang mich hinauf und

nun ging es rasch dahin; denn mein „ü bermütiger Freund“ hatte wohl kein gutes Gewissen — oder wollte er die unliebsame Verzögerung wieder einholen? Bald kam ich zu meinem schwarzen Lehrer, der abgestiegen war und wohl dem „guten Wetter“ nicht getraut hatte. Wohl oder übel mußte ich ihm meine Verspätung bekennen, dann ritten wir gemeinsam weiter.

Bald setzte reichlicher Regen ein; trotzdem kamen wir glücklich zum Missionskirchlein; strömend kam jetzt das Wasser vom trüben Himmel. In einem Häuschen nicht weit von der Kirche packte ich meine Sachen aus — aber o weh! Ein Unglück kommt ja selten allein. Es ging mir jetzt wie den Gästen bei der Hochzeit zu Kana; denn ich hatte keinen Wein mehr zur Feier der hl. Messe. Den Pfropfen hat es nämlich aus der Weinflasche getrieben und der edle Wein ergoß sich in die Ledertasche und durchtränkte Brot und Käse und Fleisch. Das war eine schöne Bescherung. Was nun tun? Wenn irgend jemand, dann ist es der Missionar, der sich am allerwenigsten aus der Ruhe bringen lassen darf, weil die Umstände im Missionsland schon viele Pläne manchen Missionars vereitelt haben. Ich dachte an die Hochzeitsgäste zu Kana, denen ja in so schöner und leichter Weise geholfen wurde. Da ich die hl. Messe trotzdem nicht ausfallen lassen wollte, so ging ich mit meinem schwarzen Lehrer auf die Suche nach einem Nothelfer. Ein schwarzer Mann, der eben mit seinem Pferd herangesprengt kam, erklärte sich bereit, mir aus der brennenden „Weinnot“ zu helfen. Er eilte mit seinem Pferd bei strömendem Regen den langen Weg zurück nach Lourdes und holte neuen Meßwein. Unterdessen waren viele Leute trotz des Regens zum Gottesdienst herbeigeeilt. Zunächst folgte die Predigt bezw. Unterweisung vom schwarzen Lehrer, weil ich ja in der Zulusprache noch ein „Stümper“ war. Um halb 12 Uhr konnte mit der hl. Messe begonnen werden trotz der vorausgegangenen schwierigen Sachlage. So war alles wieder gut.

Nach kurzer Stärkung bestiegen wir unsere Pferde und heimwärts gings trotz des anhaltenden reichlichen Regens. Seitwärts wollte das Pferd vorwärts gehen, so schlug ihm der Regen ins Gesicht, und ich zog den Regenmantel fester, denn vorwärts mußte es gehen — der Soldat darf keinen Regen scheuen — so dachte ich zurück an die frühere Militärzeit, wo manchmal gerade da der Scheinangriff erfolgen mußte, wenn die Elemente am heftigsten tobten. Ganz durchnäßt kamen wir heim. Es war ein abwechslungsreicher Missionstag, der mir neben dem Unangenehmen auch das eine Schöne zum Bewußtsein brachte, ich durfte heute wieder Diener und Apostel sein — Apostel und Diener des Allerhöchsten.

Missionsfeste

Von Schwester Juliana, C. P. S.

Missionsfeste, Kirchenfeste, sind für das Volk immer mit Opfern verbunden. Sie wollen einmal zur Pfarrkirche kommen, wollen feierlichen Gottesdienst mitmachen, wollen Exerzitien oder Mission haben. Der Weg ist schlecht und 7 Stunden oder mehr zu Fuß; die Frauen haben wohl noch ein kleines Kind am Rücken gebunden. Der Mann ist schließlich noch Heide und erlaubt diese Arbeitsversäumnisse sehr ungern, und sollte gar das Kind noch krank werden durch Erkältung bei Regenwetter und Sturm, dann hat die Frau nichts Gutes zu erwarten. Hier angekommen, finden selbe wenig Bequemlichkeiten, sie schlafen am Boden in den Schulräumen; mit dem Essen gibt es auch nur Maisbrei, was das Billigste ist. Und doch sind diese Menschen übergelukkig und wissen nicht wie zu danken für das große Glück, das sie genossen. Sie suchten eben eine Seelenspeise, neue Kraft für ihren harten Lebensweg, und das haben sie gefunden. Mit den Vereinen kam neuer Eifer. Es ist erbaulich, mit welchem Eifer die Gläubigen zu den hl. Sakramenten gehen; das beweist, daß wir in der Missionskirche allein 5—6000 Hostien in einem Monat brauchen. In der Klosterkirche, Konvent, Spital von Mariannahill noch außerdem 5000 Hostien, ohne die zur Mariannahiller Pfarrei gehörigen Filialen, die auch noch 2—3000 Hostien verlangen; also jeden Monat hier allein 12—13 000 Hostien.

Ist das nicht ein reger Eifer? Gewiß haben wir in den Schulen auch viele Andersgläubigen, welche aber dadurch auch auf ernstes Nachdenken kommen. Diese wohnen sehr gerne unserem Gottesdienst bei und ganz besonders dem feierlichen sakramentalen Segen. Sogar Protestanten schreiben während den Schulferien: Wir denken oft an die hl. Messe und den Segen; es war so schön! Unsere protestantisch. Andachten finden wir nicht mehr befriedigend.“ Mit großem Mißtrauen kommen



Marienverein in Mariannhill nach Schluß ihrer Exerzitien

solche Kinder anfangs; so z. B. wenn ich abends nochmal durch die Schlafsäle mit dem Weihwasser kam. Das Wasser kam ihnen ganz verdächtig vor, und sobald ich in ihre Nähe kam, haben alle schnell die Schlafdecke über den Kopf gezogen, um nicht von diesem Wasser berührt zu werden. Das tat mir sehr leid und ich erklärte ihnen, welche schöne Gebete, Wünsche und Beschwörungen an dieses Wasser geknüpft sind. Seit dieser Zeit war eine Aenderung; keine zieht mehr die Bettdecke über den Kopf, wenn ich komme, aber viele Stimmen rufen: „Thank you Aunt!“ Wir brauchen sehr viel Weihwasser seitdem. Jedes Jahr ist eine Anzahl, welche zur Kirche übertreten und eifrige Katholiken werden. Solche sind auch immer geneigt, im Marienverein einzutreten und sind sehr tätige Mitglieder. Die jährlichen Exerzitien machen sie streng und genau mit. Der Präses, Hochw. H. Pfarrer Fur ist sehr darauf, daß die Sodalinnen in der anständigen einfachen Kleidung das beste Beispiel geben sollen. Große Kraft und Beistand finden sie in der eigenen hl. Messe, welche jeden ersten Sonntag im Monat gelesen wird und wo die Jungfrauen und Bünglinge gemeinschaftlich zur hl. Kommunion gehen. So haben auch die Männer- und Frauenvereine ihren eigenen Tag sowie der Kindheit Jesu-Verein der Kinder. Der Segen Gottes ist darauf. Beim letzten Herz-Jesu-Fest ließen sich vor dem Gottesdienst 150 Personen in die Bruderschaft aufnehmen. Möge der liebe Gott ihren Eifer erhalten und vermehren!

Wer den Wert des wahren Glaubens zu schätzen weiß und auch nur einen Funken christlicher Nächstenliebe in sich trägt, der wird gewiß so vielen armen Brüdern, die in der Finsternis und im Schatten des Todes schmachten, nach Kräften zu Hilfe eilen.

Pius X.